

Rede von Wilhelm Warning, Kunstkritiker und Essayist, München anlässlich der Eröffnung der Ausstellung am 15.09.06 in der KVD:

„Guten Abend, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Nele, lieber Wolfgang. Den Ausdruck „Schnittmuster“ habt ihr als ungemein treffenden Titel für diese gemeinsame Ausstellung gewählt. Schnittmuster. Natürlich tauchen da sofort innere Bilder auf. Ich zum Beispiel sah als Kind fasziniert zu, wenn der Schneider, der einen Stock tiefer wohnte, sie auf dem Tisch ausbreitete: Rätselhaft geschwungene Linien, gänzlich unterschiedlich, manche gepunktet, andere gestrichelt, wieder andere gezackt, und alle liefen wie merkwürdige Wege übereinander, trafen sich, verzweigten sich wieder: Ein geheimnisvolles Netz schien mir das, eine eigentümliche, exotische Landkarte, auf der sich nur der Schneider und seine Gesellen zurecht zu finden wussten, und nach der sie Hemden, Jacken und Hosen entstehen ließen. Schnittmuster, die den Weg vorzeichneten, um zu schaffen, was dem Verbergen dient. Umhüllungen für Körper. Geschaffen nach dem Volumen, das sie ausfüllen wird. Ich durfte bei manchen Anproben zusehen: Hier, unter dem Arm, noch etwas weg, dort, am Gesäß noch etwas dazu, bezeichnet durch skizzenhafte Kreidestriche. Was mich als Kind faszinierte an diesen Hüllen, war, dass sie als Anzüge und Kleider in Reih und Glied hingen und auf ihre Träger warteten. Sie die Körper schon ahnen ließen. Und dass all dieses, also das ganze Volumen schon in den Schnittmustern, diesen für mich unentwirrbaren übereinanderliegenden, flachen Linien vorgezeichnet war. Für mich war das unfassbar, dieser Weg von der, wenn sie so wollen, abstrakten Zeichnung, also dem Entwurf, hin zur fertigen Hülle, die durch etwas, hier den Körper, ausgefüllt wurde. Und ich, ich konnte den magischen Akt des Verhüllens gleichsam miterleben.

Schnittmuster. Dieser Weg kann auch umgekehrt beschritten werden. Wenn das Verhüllende aufgeschnitten wird. Wir kennen diese Schnittmuster aus der Biologie, den Büchern und ihren anatomischen Bildern. Etwas, das verhüllt ist, wird aufgeklappt und enthüllt. Wir blicken plötzlich auf den Inhalt. Sehen die ausgeklappte Haut, darunter die Muskeln, die Sehnen, die Adern, das Fettgewebe, die Nervenbahnen, die Knochen, kurz: den Inhalt. Das, was das Volumen, den Körper erfüllt. Und können immer tiefer gehen, immer mehr enthüllen, Hülle für Hülle und immer kleiner: Gewebeschnitte, Zellschnitte, hin bis zu den kleinsten und unvorstellbar feinsten Schnittmustern des Lebens. Die ihrerseits übrigens Rückschlüsse auf die Hülle des ganzen zulassen.

Wir sind längst mitten in der Thematik, mit der sich Nele Ströbel und Wolfgang Temme beschäftigen. Denn zunächst einmal führen uns beide eindrucksvoll vor Augen, wie komplex die Beschäftigung mit Raum und Volumen, letztlich mit Hülle und Inhalt ist. Nehmen wir die zarten, fast wie zerbrechlich wirkenden Gespinste von Nele Ströbel. Poetisch ausgedrückt, sind es schwebende Raumgebilde und sie gleichen frühesten, winzigsten Lebewesen, die vielleicht in der Bläue des Wassers dahinschaukelten, sich über grundloser Tiefe treiben ließen. Manche fluoreszieren, und das gibt ihnen einen eigentümlichen Reiz, weil sie Licht abstrahlen und dadurch ihre Körperhaftigkeit betonen. Da, meine Damen und Herren, sind wir schon wieder bei dem Schneider meiner Kindertage und seinen Schnittmustern angekommen: Denn was definiert denn den Körper, den Raum und das Volumen? Es ist doch immer die Begrenzung. Der Blick aus der Raumstation in die Schwärze des Alls nimmt uns die Vorstellung von Raum. Dass das, was uns umgibt, wohl Raum ist, dem können wir uns, wenn überhaupt, nur mathematisch nähern. Definitionsversuche verlieren sich in Wahrscheinlichkeitsrechnungen, weil die Begrenzung, der Rand, das Ende nicht bestimmt werden kann. Kein Schnittmuster und keine Hülle für das, was wir Weltenraum oder All oder Kosmos oder Universum nennen. Mehrere Universen soll es geben, und was dahinter? Gibt es Grenzen, Relationen, Definitionen? Vorstellung und Worte versagen ebenso wie Mathematik. Aber kommen wir zurück auf die Erde, hier nach Dachau und in die Brunngartenstraße: Vor uns sehen wir diese Objekte, diese Netzkörper, diese wesenhaften Skulpturen, die doch so gar nicht Skulpturen zu gleichen scheinen. Und wir erfassen und differenzieren groß und klein, bauchig oder schlank, assoziieren glocken- oder auch, nun ja, Girlandenformen, stellen uns vor, dass sie ins Schwingen geraten können, sich weich bewegen, kreisen. Mit anderen Worten, wir ordnen ein, versuchen zu definieren. Wir erkennen Volumen und Raum.

Nicht anderes fordern auch Wolfgang Temmes Arbeiten heraus: Raffiniert und manchmal auch auf delikate Weise vertrackt zeigen seine Holzarbeiten Raumveränderungen bei

unverändertem Volumen. Ein Brett, ein Balken, ein Stamm, Material also, das im Schnitt zu neuem Raum, zur Skulptur wird. Nicht durch wegnehmen oder zufügen. Sondern durch jeden Schnitt verändert sich – nein, nicht das Volumen, aber unsere Sicht und unser Gefühl dazu, eben weil sich der Raum neu und anders definiert. Der Stamm wird zum Block, zum Quader. Nicht abgeschlossen, sondern – bei der tonnenschweren Last klingt das merkwürdig – fast filigran. Jedenfalls transparent. Die Schnitte zeigen Einsichten. Enthüllen. Auch Nele Ströbels Arbeiten wirken filigran, transparent. Enthüllt sie? Nein, eher findet so etwas statt wie eine Verhüllung. Sie erstellt durch den Schnitt eine Form, eine Haut. Zunächst ist da nichts als nur eine flache Metallscheibe. Keine, wir nennen es, „Raumarbeit“, eben weil zunächst zwar ein mathematischer aber kein vorstellbar oder anfassbarer Raum vorhanden ist. Erst durch den Schnitt in Verbindung mit dem Auseinanderziehen, dem Formen, entsteht der Körper. Aber, nächste zweifelnde Frage: Entsteht denn ein Körper? Nele Ströbel definiert doch vielmehr den Raum, indem sie ihn durch ihr Schnittmuster in ihrer Berechnung und in ihrer Vorstellung und ihn dann im Ausfalten entstehen lässt. Wir, die Betrachtenden, ergänzen uns erst den Körper. Die Hülle um etwas Leeres nämlich lässt das Volumen erlebbar werden. Es ist das, was im Begehen von Architektur geschieht. Sie betreten einen Platz in, sagen wir, Venedig – oder auch hier in Dachau. Dessen Dynamik definiert sich erst durch das Schnittmuster. Also durch die Leere zwischen etwas. Zwischen Häusern. Zwischen Wasser. Zwischen Bäumen. Plötzlich erleben wir ein Hier und Dort. Ein Innen und ein Außen.

Gehen wir wieder zu den Netzgebilden von Nele Ströbel: Sie lassen uns genau dieses empfinden, dieses Innen und Außen - obgleich sie in ihrer Offenheit doch Umrisse und Formen nur markieren, was an die offenen buddhistischen Häuser wie etwa den weltberühmten, rund 500 Jahre alten „Meister der Netze Garten“ in der Nähe von Shanghai denken lässt. Da ist Innen und Außen eng miteinander verbunden, und trotzdem und gerade deshalb werden eindrucksvoll Raum und Volumen deutlich.

Das führt wieder zu Wolfgang Temme, dessen Arbeiten ein Erforschen dieser Innen- und Außenbeziehung ist, wenn er das, was außen war, nach innen verlegt, also Gewohntes ins Gegenteil verkehrt und dadurch den Blick völlig neu öffnet. Die Rinde, der Schutz des Baumes wird zur inneren und manchmal von Tieren bewohnten Landschaft. Die Glätte dagegen ist nach aussen gewendet. Der Kern des Stammes plötzlich Oberfläche. Auch Temmes Arbeit ist auf das Engste gekoppelt mit der unauflöselichen Verbindung von innen und außen, von Kunst und Natur – sieht man die Natur im abendländischen Sinn als das Ungeordnete und die Kunst als das Geordnete.

Hier öffnet sich eine weitere Tür, wir sind sozusagen an einem neuen Schnittmuster, ganz buchstäblich. Denn die Kunstwerke verweisen auf das ganz Anfängliche des Menschen, der die Welt um sich erkennend zu ordnen beginnt. Innen und außen. Ich und Welt. Der erste Mensch, so erzählt es die biblische Schöpfungsgeschichte, benennt alles, was um ihn, also außerhalb vom ihm ist – er definiert damit: Grundvoraussetzung aller bewussten Gestaltung. Wolfgang Temme definiert wie Nele Ströbel Raum und Volumen und damit Welt. Der Stamm, also die Natur, verändert sich durch den Schnitt, durch das Muster. Eine Metamorphose hin zu etwas anderem: Zur Kunst. Denn durch den gesetzten, wohl kalkulierten und von Erfahrung gesättigten Eingriff entsteht das Muster, das Schnittmuster. Der Schnitt öffnet, wie der Künstler selber sagt, „das Volumen und verschafft ihm eine dynamische Potenz“. Und sagt er, er schichte um. Jedenfalls deckt Temme auf und enthüllt. Er sieht die Ordnung, benennt sie und enthüllt damit die der Welt innewohnenden Schichten der Schönheit: Etwa den Rhythmus des Wuchses des Holzes. Das Hell Dunkel, das einer Musik, einer Partitur gleicht. Wohlgemerkt: Stets das selbe Holz! Oder sehen sie die Blocks, Serien, alle aus einem Holz entstanden, die er weißt und mit diesem farblichen Eingriff zu einem Objekt verschweiß. Und Nele Ströbel, die ihren Netzkörpern etwas träumerisch Fremdes gibt durch die Bemalung, die doch auch biomorphe Formen sind und für Verknüpfung, eben auch für Veränderung, für Metamorphose stehen können und damit für frühes, keimendes Leben. Es ist der schmale Grad, den wir hier ahnen können der Verbindung zwischen Kunst und Natur – ein Innen und Außen, aber im Sinn eines Sich Ergänzens und Weiterführens. Wie traditionelle japanische und chinesische Häuser nicht getrennt waren von Natur, sondern Innen und Außen als Einheit zusammengehörten. Auch das schwingt hier mit. Ich danke ihnen für ihr Zuhören.